



Petra Morsbach

DICHTERLIEBE

Roman

Knaus

Dieses Werk wurde mit dem Literaturstipendium des Freistaats Bayern
sowie mit dem »Grenzgänger«-Stipendium der
Robert Bosch Stiftung gefördert.
Dank auch der Stiftung kunst:raum syltquelle.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Sveden..

1. Auflage
Copyright © 2013 beim Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz aus der Stempel Garamond von
Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Einband: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany

ISBN 978-3-8135-0372-2

I

BEGEGNUNGEN

Über die Asche gebeugt, brannte mein Herz

Peter Huchel

Eine Frau kommt über den Rasen auf mich zu und fragt: »Ist das hier das Künstlerhaus?« Ich muß in der Hitze eingenickt sein auf meinem Plastestuhl, das Hemd klebt mir am Rücken, Schweiß rinnt in die Augen. Vor dem weißen Rock die dunklen Schlieren eines Traums. Alptraum, was sonst ... Ich kam zu spät zur Lesung, suchte vergeblich den Ort, landete in der falschen Stadt, rannte durch einen Bahnhof ohne Anzeigetafeln. Eine Durchsage meldete zwanzig Minuten Verspätung, aber von welchem Zug? Bahnbedienstete standen herum und erklärten: »Das alles geht uns nichts mehr an.« Eine Schaffnerin rief: »Geschieht Ihnen recht!« Endlich fand ich die Bibliothek, Zuhörer waren auch da, aber es stellte sich heraus, ich war gar nicht eingeladen.

Der weiße Rock jetzt vor mir. Eine blaue Bluse mit silbernen Blättchen auf der Brust – die Silhouette eines Einhorns. Wieso Einhorn? Frau mit Sonnenbrille, Typ Westschnepfe: So stelle ich mir eine Zahnarztgattin auf Kulturtourismus vor. »Ja«, seufze ich, »das ist das Künstlerhaus.«

»Dann sind Sie sicher ein Künstler?«

»Ja.« Was sonst?

»Ich auch!« Sie strahlt mich an. Streckt mir die Hand entgegen: »Sidonie Fellgiebel. Ich trete heute mein Stipendium an!«

Eine Mitbewohnerin, o Gott. Ich stehe mühsam auf und

reiche ihr die Hand. »Heinrich Steiger?« Den Namen hört sie sichtlich zum ersten Mal. Natürlich hört sie ihn zum ersten Mal. Deine Zeit ist vorbei, gewöhne dich daran.

»Sonntags ist das Büro nicht besetzt«, bemerke ich lahm.

»Ich weiß. Irene Ammann vom Appartement vier soll meinen Schlüssel haben. Aber vorn macht niemand auf. Das ist doch das Haupthaus? Wohnen Sie auch dort?«

Nein, ich wohne nicht dort, ich wohne hier im Schafstall, im sogenannten. Und was geht mich Irene Ammann an? Wahrscheinlich ist sie drüben bei den Bildenden Künstlern und kocht. Warum kocht sie nicht mit mir? Seit Tagen habe ich sie nicht gesehen, immer hockt sie auf ihrer Bude, na, vielleicht ist sie krank. Bei schönem Wetter sitzt sie manchmal abends mit einem Schreibblock auf dem Mäuerchen und notiert Einfälle für ihre Extremlyrik. Aber noch ist nicht Abend.

»Was ist Extremlyrik?«

Habe ich laut gesprochen? Auch das noch. »Vielleicht erklärt Ihnen besser Irene selbst ... Entschuldigen Sie mich, ich bin ... Hof der Bildenden Künstler ist das nächste große Haus, die Straße entlang links ...«

»Vielen Dank!« Die Schnepfe hüpft davon. Nicht mehr ganz jung, Mitte Dreißig vielleicht, etwas schwerer Hintern. Wirkt wie eine Anfängerin. Westanfängerin. Wehe, sie schenkt mir ihr Erstlingswerk.

Zwei Stunden später taucht sie wieder auf und erkundigt sich, wo sie was zu essen bekäme. Den Schlüssel hat sie inzwischen ergattert, aber gekocht habe dort niemand, sie wolle mich auch nicht schröpfen, nur meinen Rat. Eben habe ich selber Abendbrot aus der Küche geholt, auf dem Plastetisch stehen Käse, Tomaten und Rotwein, der Edeka hat zu, was soll ich tun? Ich lade sie ein, und sie macht sich über alles her. Dabei stellt sie Fragen, und während ich antworte, sehe ich die Vorräte schrumpfen.

»Halle?« fragt sie. »Ach, aus der DDR? Halle bei Bitterfeld? Und wieso *leider* jetzt Speyer?«

»Ich mußte irgendwohin. Meine Frau ... Ich hatte eine Pechsträhne. Ich hatte wohl immer schon ... aber die Wende hat mir den Rest gegeben. Das heißt, nicht die Wende an sich – die haben wir alle begrüßt ...« Immer noch benebelt. So schnell wie Sidonie ißt, trinke ich Rotwein, er macht mich ruhiger, wenn auch nicht klar.

»Meine Frau ... Ein Westonkel hat ihr etwas vererbt. Da wollte sie plötzlich ein neues Leben anfangen – als ob es das gäbe. Das Leben ist niemals neu ...«

»Wegen der Erbschaft ist die Ehe in die Brüche gegangen?« fragt Sidonie erstaunt, während sie meine letzte Tomate zerschneidet.

»Nein! Natürlich nicht nur deswegen. Es gab seit jeher Differenzen, aber unter normalen Bedingungen rauft man sich zusammen. Wir Ostler haben die Sprengkraft des Geldes unterschätzt ... Jetzt führen wir Scheidungsprozesse. Meine Tochter habe ich seit zwei Jahren nicht gesehen, sie ist gerade zehn ...«

»Schreiben Sie ihr?«

»Ach, das hätte doch keinen Zweck. Das heißt, ich habe die Nerven verloren ...« Und ich erzähle alles – ungebremst, unbrembar, einem wildfremden Menschen, warum? Seit fünf Jahren ohne Heimat, wie hält man das aus, findet man Halt, indem man erzählend in ein anderes Leben dringt? Diese Sidonie hat inzwischen ihre Sonnenbrille abgenommen und schaut mich mit staunenden grauen Augen an ... ihr Haar ist schwarz ... fast wie eine Italienerin, eine italienische Braut im weißen Rock ... Italien, denke ich, »Italien«, sage ich, »war die erste Station meiner Flucht.« Das Stipendium in der Villa Tedesca ... halbverlassenes italienisches Bergdorf, außer mir dort nur ein alkoholkranker Maler und zehn Greisinnen in Schwarz ... Die Kälte, die Dusche

im Keller ... Der launische Verwalter, der sich mit Commendatore Schmidt anreden ließ und mich, als ich um Frühstück bat, anfuhr: »Was bilden Sie sich ein! Das ist kein Hotel, das ist eine Stiftung! Seien Sie froh, daß Sie hier wohnen dürfen!« Rückkehr nach Deutschland, auf Rat meines Verlegers in die Psychiatrie, ganz vergeblich, grauenhaft ... Einmal machte ich einen Ausflug nach Speyer, das in der Nähe lag, und sah an der Glastür einer Apotheke den Aushang: Zweizimmer-Wohnung zu vermieten. Die Wohnung lag direkt in der Fußgängerzone und war warm, hell und ruhig. Erst nach meinem Einzug begriff ich, warum die Miete so günstig war: Außer mir wohnte niemand in dem Haus. Meine Vormieterin war verrückt geworden, sie verbarriadierte die Tür mit einem Stahlriegel und schrie. Die Polizei sprengte die Tür auf und schaffte die Frau fort. Kein Wunder, daß die durchdrehte in dem leeren Haus – ich könnte dort verwesen, ohne daß es einer merkt. Zuerst dachte ich: Fußgängerzone, da ist's schön still, aber das stimmte nur zeitweise: Zweihundert Meter weiter steht der Dom, das Wummern der Glocken ging mir durch Mark und Bein ...

Ich starre Sidonie an. Schwerstes Geläut jetzt auch hier; in dem Dorf von sechstausend Einwohnern gibt es ein Dutzend tonnenschwere Glocken, die dröhnen wie fürs Ende aller Tage ... und durch dieses stählerne Wabern schwebt gelassen, als würde sie es nicht hören, Irene Ammann herbei, lächelt uns zu, hebt entschuldigend Stift und Block ... klar, muß dichten ... setzt sich auf das niedrige, breite Mäuerchen, Rücken gegen den Torpfosten, Beine hoch, und dreht ein paar Samsons. Ich will auch rauchen – Schachtel leer – kein Essen, keine Zigaretten, das unerträgliche Geläut – ich will aufspringen, kann nicht, Fuß schmerzt – langsam ... Und jetzt auf einmal steht Robert mit einem Tablett vor uns. Barfuß wie immer, ich hasse das ... mit einem Tablett! Will mit uns essen, das will er sonst nie – hat

offenbar durchs Fenster die neue Frau gesehen. Auf dem Tablett Brot, Margarine, Käse, Tomaten, Chianti für 2 Mark 99, nicht lachen, Sidonie, gestrandete Osis ernähren sich billig, du kannst uns ja zeigen, wie eine Westschnepe es besser macht.

Robert begrüßt Sidonie, ohne sie anzusehen, und reibt sich die picklige Stirn. Irene hinten auf dem Mäuerchen steckt sich mit zarten gelben Fingern die erste Samson an. Fünfzehn Schritte zu ihr, riskiere ich das? Soll ich Robert bitten? Sinnlos bei dem Lärm, also Schweigen, Robert mampft, Sidonie nippt Wein, und ich kämpfe gegen das Jüngste Gericht in mir.

Allmählich verebbt das Geläut. Aufatmen ... Grillen zirpen, die Linde knistert, ein Windhauch trägt Traktorengebrumm und Heuduft herbei. »Das war unser Staverföhner Klöppelkrampf«, erklärt Robert. »Den kriegen Sie jetzt jeden Sonntag von 17.50 bis 18.18 Uhr.« Gleich wird er davon anfangen, daß er eigentlich Mathematiker ist, immer rühmt er sich seiner Akkuratesse mit Zahlen, aber diese Unterhaltung überlasse ich ihm nicht, noch bin ich mit meinem Unglück nicht zu Ende.

»Eine Ewigkeit«, unterbreche ich. »Ein endloser Vorwurf, Versäumnis, Schuld.«

»So ist das, glaube ich, nicht gemeint«, bemerkt Sidonie zögernd.

»Aber so klingt es. Und so wirkt es. Einmal riß es mich in Speyer aus dem Schlaf, und ich bin gestürzt, weil ich hochtaumelte, um das Fenster zu schließen. Knöchel geprellt, Sehne gerissen, deswegen der Gips. Kurz darauf fiel ich gegen das Klavier, als ich, schlaftrunken aufstehend, versehentlich den geprellten Fuß belastete.« Ich hebe mein bandagiertes Handgelenk. Mitleid hilft ein bißchen, ich brauche das Mitleid einer Frau.

»Die Glocken sind schuld«, faßt Robert zusammen.

Hat Sidonie gekichert?

»Nicht nur, natürlich. Ich war in schlechter Verfassung, das

habe ich schon gesagt. Ich hatte Sorgen. Dann der Autounfall – Schulden wegen des Unfalls, das teure Auto ...«

»Silberner Porsche!« wirft Robert ein. »Ist Ihnen wahrscheinlich aufgefallen. Unser Henry lebt auf großem Gipsfuß.«

»Der Porsche ist uralt, der hat nur sechstausend Mark gekostet! Die Werkstattkosten allerdings sind immens, und die Haftpflichtversicherung – ich wage gar nicht den Brief zu öffnen, sicher wurde die Police erhöht ...«

Mein Gott. So viel erlebt in den letzten Jahren, aber mir fällt nichts zum Schreiben ein, die Zeit vertan. Nur noch Nachdichtungen, Fremde, Einsamkeit – Irene träumt auf ihrem Mäuerchen, von Robert gibt's sowieso nur unverschämte Kommentare, und jetzt steht auch noch Sidonie auf mit der Erklärung, sie sei müde, Stau, lange Fahrt bei glühender Hitze, außerdem habe sie einen Rausch. Einen Rausch, nach anderthalb Gläsern Wein? Robert amüsiert sich. Es ist noch nicht mal dunkel. Eine Spießerin. Wie konnte ich mich so gehenlassen? Diese Sidonie muß mich für einen Idioten halten.

*

Heute etwas besser. Sonderbare Bitte von Dietmar, ob ich Siddharta-Sprüche in Verse setzen mag für ein Musical. Er wisse, es sei unter meiner Würde, aber ob ich eine Ausnahme – fünfhundert Mark ... Beigefügt hat er drei zusammengeheftete Blätter. Auf dem Deckblatt steht:

Siddharta heißt: Der sein Ziel erreicht hat

und ausgerechnet ich, dessen Weg sich seit der Geburt immer weiter vom Ziel entfernt hat, soll Siddhartas *Vier heilige Wahrheiten* in Verse bringen, »am liebsten in Dreiviertel- und Vierteltakt.« Fünfhundert Mark.

*Alles Leben ist Leiden;
alles Leiden hat seine Ursache in der Begierde, im Durst;
die Aufhebung dieser Begierde führt zur Aufhebung des
Leidens ...
der Weg ... ist der heilige achteilige Pfad, der da heißt
rechtes Glauben, rechtes Denken, rechtes Reden, rechtes
Handeln, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Geden-
ken, rechtes Sich-Versenken.*

Grauenhafte Sprache, widerlicher Inhalt, jedes Wort auf mich gemünzt, reiner Hohn. Fünfhundert Mark, dringend, selber schuld, schuld, schuld. Ich laufe im Zimmer auf und ab, rauche Kette und trällere Buddhas fünf Gebote:

*Töte kein Lebewesen.
Nimm nicht, was dir nicht gegeben.
Sprich nicht die Unwahrheit.
Trinke keine berauschenden Getränke.
Sei nicht unkeusch.*

Ich greife zur Flasche.

*Es ist töricht anzunehmen, daß ein anderer uns Glück-
seligkeit oder Elend verschaffen könnte.*

Klar.

*

»Schreib doch einen Roman, wenn in der Lyrik nichts mehr kommt!« sagte Kadletz beim letzten Treffen vor einem dreiviertel Jahr. »Das ist einfacher als Verse.«

Offenbar weiß ein Verleger nicht, daß in der Kunst nichts einfach ist. Prosa ist wie eine andere Sprache, wie könnte ich die jetzt noch lernen, zumal in der Fremde? Ich kenne mich nicht aus in dieser neuen Welt. Ja, ich habe sie bewundert, vielleicht sogar ersehnt, aber ich kann nichts zu ihr beitragen, und sie hat keine Aufgabe für mich.

Wir hockten an der chromblitzenden Theke einer Frankfurter Edelbar und erholten uns von der Buchmesse; er von der übermäßigen Inanspruchnahme, ich von der Mißachtung.

»Kopf hoch, Alter!« Er legte mir väterlich den Arm um die Schulter (er ist jünger und kleiner als ich). »Hast du Lust auf einen Ausritt zu *Suzie Wong*? Wie kann ich dich auf Vordermann bringen?« Jetzt amüsierte er sich über seinen Kalauer. Übrigens ist er durchaus nicht so großzügig, wie er tut. Ins Bordell sind wir nie gegangen, da riskiert er nichts.

»Prosa ...«, seufzte ich. »Diese elenden Strecken, das halte ich nicht aus ...«

»Prosa kann jeder. Wenn du lange Strecken nicht kannst, mach kurze. Was dir so einfällt. Erfahrungen eines Lyrikers in der DDR: die feinste Kunst der Sprache in den Mühlen des größten Apparats ...«

»Ach, was soll schon gewesen sein. Ich habe mich geduckt, um dichten zu dürfen, und begann unwillkürlich, über das Ducken zu dichten. Ich wollte demonstrieren, wie man dichtend sich wegduckt, und habe, indem ich das Ducken verdichtete, mich selbst weggedichtet.«

Ob das stimmte? Kadletz fragte nicht nach; das tut er ohnehin selten. Er balancierte auf seinem Barhocker, saugte an einer Zigarre und machte noch in dieser Erschöpfung Pläne. Er nimmt Scheitern nicht wahr, in jeder Mauer sieht er ein Haus, in jeder Ruine einen Sanierungsknüller.

Er stieß eine Rauchwolke aus. »Dann schreib über die Liebe!«

Weißt du überhaupt, was das ist? dachte ich.

Er hat eine reiche Frau, die seinen Verlag bezahlt, macht in Kunst wegen des Glamours und genießt das Leben; nichts kann ihm passieren. Seine literarischen Ideen bringt er im Gestus des Gauners vor, der sich den Scherz der Ehrbarkeit erlaubt. In Wirklichkeit darf er gar keinen Gewinn machen, hat mir Jakob erklärt, der sich als firm ausgibt in Kapitalismus. Der Verlag sei ein Abschreibungsmodell. Um auch das zu verbergen, täuscht Kadletz strenge Wirtschaftlichkeit vor, zumal im Umgang mit Autoren. Meine Rolle in dieser Konstruktion: Ich soll seine Ideen verwirklichen, seine Ernsthaftigkeit bestätigen und seinen Gewinn sichern, indem ich einen Verlust verursache, für den ich allein aufkomme, mit meinem Herzblut, meinen Ressourcen, meiner Zeit. Leider war ich zu geschwächt, um ihn vom Barhocker zu stoßen. Deswegen spottete ich nur ein bißchen. Die Liebe, haha, öfter mal was Neues.

Er aber geriet in Feuer. »Das ist es! Die Liebe unter DDR-Aspekt! Liebe als einziger Freiraum in den Zwängen der Zone. Das muntere Liebesleben der Osis, war es nicht legendär? Und dann die neuen Bedingungen nach der Wende. Keine Pornographie, du verstehst mich, obwohl ich deine Zurückhaltung in dieser Sache unzeitgemäß finde, sondern eben im gesellschaftlichen Spannungsfeld ... Kunst, Krise, Diktatur als Nebenthemen ... das alles in Verschlingungen ...«

Ich dachte an die Nebenthemen und ihre Verschlingungen. Seltsamerweise nicht an Marita, die aktuelle Wunde, sondern an Franziska, die unbesiegbare Kunstmalerin. Die fröstelte etwa in ihrem kalten Atelier, und eine Stunde später hatte sie ein paar tolle rosa Weiber in dampfenden Badewannen gemalt. Ich ließ mich dort wärmen, aber als mein *Hymnus an Franziska* erschien, kippte auch diese Geschichte. Franziska schimpfte: »Du redest nur über dich!« Ich versuchte mich zu verteidigen: »Ich rede

darüber, wie du auf mich wirkst.« – »Dich interessiert von allem immer nur, wie es auf dich wirkt«, und so weiter.

»Und schließlich«, Kadletz in Exaltation, »wer, zu allen Zeiten, hätte besser Auskunft über die Liebe geben können als die Dichter?«

»Das war immer ein Irrtum«, sagte ich. »Wir Dichter hätten aufstehen sollen gegen die Arroganz der Macht. Statt dessen machten wir uns wichtig auf Kosten der Frauen.«

Ich war selbst nicht überzeugt von diesem Aphorismus, doch er schien Eindruck zu machen, ich sah sogar einen Schimmer von Respekt auf Kadletz' Gesicht. »Versuch's halt«, sagte er. »Von irgendwas mußt du schließlich deine Zigaretten bezahlen.«

*

Sidonie ist immer guter Laune, streunt durch den Garten und genießt. In plumpen Nietenhosen übrigens, keine Ahnung, warum sie bei ihrer Anreise so aufgedonnert war. Wollte sie auf uns Eindruck machen und will es jetzt nicht mehr? Haben wir sie enttäuscht? Habe ich sie enttäuscht? Nun, sie winkt freundlich, hält aber Abstand, wenn sie mich vor meinem Schafstall unter der Linde arbeiten sieht, hat Respekt ... gut. Wenn ich winke, kommt sie sofort.

»Herrlich«, sagt sie, »so ein Stipendium. An so einem schönen Ort, in dieser schönen Landschaft ...«

Was ist daran schön? Weit, flach, moorig, eine Art Sibirien.

»Und jeden Monat tausendfünfhundert Mark!«

Aber nur noch bis Dezember! Was dann?

»Immerhin bis Dezember! Tolle Einrichtung, diese Stipendienstätten, und ich wußte bis vor kurzem nicht mal, daß es so was gibt!«

Stipendienstätten.

»Endlich Zeit und Freiheit zum Arbeiten, endlich unter seinesgleichen ...«

Deinesgleichen?

»Ich habe jahrelang einen Roman geschrieben, ohne mit jemand reden zu können. Das war schon sehr einsam ...«

Einsam? Liebe, ich sehe dich an, du weißt nicht, wovon du redest.

»Und dann so ein gutes Wetter!«

»Bald werden die Tage kürzer ...«

»Aber jetzt sind sie lang!«

Macht sie sich lustig über mich?

»Warum sind Sie hergekommen?« fragt sie entwaffnend schlicht.

»Gabriel hat mich eingeladen. Ich hätte keinen Antrag mehr gestellt.«

»Gabriel Herzgeber? Unser Herbergsvater?«

Wenn man's so nennen will, ja. Gabriel Herzgeber, der Leiter des Künstlerhauses, kennt mich von früher und wollte helfen. Schlimm genug, daß das nötig war. Aber die Güte hat auch Nachteile. Zum Beispiel gilt meine Wohnung als Privileg, weil der Schafstall etwas abseits steht und im ersten Stock ein separates Schlafzimmer und ein Gästezimmer hat. Aber das Gästezimmer brauche ich nicht, mich besucht keiner, und mit dem Gipsfuß die Wendeltreppe raufzuklettern ist kein Spaß.

»Ach, unsere Klausen sind auch alle im ersten Stock, und die Treppe ist viel länger! Seien Sie froh!«

Ich bin nicht froh. Und mich reizt diese Mischung aus Naivität und Pragmatismus. Na, Liebe, wenn dich nicht schon bald ein Dichter frißt.

*

Gabriel ist wieder da, zurück aus der Klinik. Er steht vor meiner Schafstalltür, sauber, rasiert, im karierten gelbbraunen Jackett

und senfgelben Cordhosen, die weißen Strähnen fliegen um seine Platte. Wir umarmen uns. Er zieht eine Flasche Grappa aus einer Papiertüte. Wir stoßen an. »Schön, daß es dich gibt, Henry!« sagt er herzlich, sinkt in den Sessel und schluchzt zweimal.

Er erklärt mit bebender Stimme, seine Anna vertrage die Chemo ganz schlecht. Er will mir sein Leid klagen, doch das wiederum vertrage ich schlecht. »Wir alten Kämpen«, sagt er. »Wir müssen zusammenhalten! Unser ganzes Leben haben wir ...«

Hier scheint mir, er übertreibt. Wir stammen beide aus dem Erzgebirge, das ist aber alles. Er ist älter, er war noch Soldat und wurde nach der Kriegsgefangenschaft zur Arbeit im Uranbergbau gezwungen. Dann türmte er und machte im Westen eine bescheidene Karriere als Abteilungsleiter in einer Keramikfabrik. Dichtete nebenbei. Führte eine glücklose Ehe, obwohl – oder weil – er einen mächtigen Schlag bei Frauen hatte. Als ich Mitte der Siebziger erstmals in den Westen durfte, lud er mich sofort zu einer Lesung ein. Er zitierte meine Gedichte auswendig. In seinem Literaturzirkel, der aus einem andächtigen Kreis ihm ergebener Frauen bestand, führte er mich als einen der »Drei großen Sachsen« ein und begann aus Begeisterung zu sächseln; die Frauen schmolzen dahin. Übrigens mochte er mir nicht verhehlen, daß diese Frauen, seine Sponsoringen, ihm nicht nur aus Kunstliebe hörig seien. Ich glaubte es sofort. Er trat vital und generös auf, kein athletischer, aber ein sinnlicher Mann mit einem strahlenden fleischlichen Zynismus. Als er mich Mitte der Achtziger wieder einlud, wirkte er immer noch vital und generös, aber auf den zweiten Blick zerrütet. Er bestand darauf, mich zu beherbergen, und ich erschrak über die winzige, schmuddelige Wohnung, in die er nach seiner Scheidung gezogen war. In der Küche stapelten sich die leeren Flaschen, wir wateten durch Staub. »Na und?« rief er. »Die feinen Damen besuchen mich noch immer! Hier finden sie das,

was ihnen ihr Bankdirektor zwischen den Seidenlaken schuldig bleibt«, und so weiter.

Heute klingt er anders. »Was war ich verkommen. Gevögelt habe ich, was die Vorhaut hielt, aber ohne Herz, ein zielloses, rüdes Leben. Erst mit Anna habe ich die Liebe kennengelernt. Anna hat mich von der Keramikfabrik befreit. Sie sagte: Gabriel, du bist ein Diplomat und Organisator, du kennst die Kunst und liebst die Künstler, machen wir doch das zu deinem Beruf! Gemeinsam reisten wir durch das Land und entdeckten in Staverfehn die beiden verfallenden Höfe – wir hatten sofort dieselbe Vision. Wir entwickelten das Konzept, fanden Sponsoren ... Ohne Annas ministeriale Kontakte wäre es nicht gegangen, aber auch die Gestaltung ist von ihr, die Aufteilung der Häuser, die Einrichtung der Wohnungen – sogar die Kacheln im Kaminzimmer hat sie ausgesucht. Hier sind wir zur Ruhe gekommen. Hier wollten wir zusammen alt werden. Und jetzt bricht alles zusammen!«

Ich habe Anna vielleicht dreimal getroffen. Sie ist breit, flachbrüstig, gepflegt und hat eine spitze Nase im skeptischen Gesicht unter der Zwiebelturm-Frisur. Anna hält Distanz, sie siezt alle so konsequent, wie Gabriel uns duzt. Von Beruf war sie Oberstudiendirektorin, doch sie arbeitete nicht in der Schule, sondern im Ministerium, jedenfalls bis kürzlich: eine der vielen verklemmten Akademikerinnen, die Gabriel immer so gern und stolz erlöste. Ich stelle mir vor, wie die willensstarke Anna und der lüsterne Gabriel einander erlösten, während ich einsam in Speyer verzweifelte – Mißgunst, ja, obwohl ich weiß, daß ich dankbar sein sollte für dieses Künstlerhaus, das sie zu meiner vorübergehenden Rettung gegründet haben. Seine Statur, ihre Initiative, seine Herzlichkeit, ihr Geschmack, was will man mehr? Nichts bricht zusammen. Das Künstlerhaus floriert, Gabriel ist ein beliebter Gastgeber. Anna verträgt die Chemo

schlecht, na und? Das kann passieren, aber warum soll die Westmedizin sie nicht heilen? Ich kann das Traumpaar nur beneiden. Wenn eine Lage wirklich hoffnungslos ist, dann meine.

*

Schon drei Nächte ohne Alpträume. Korrekturfahnen sind abgegeben, die östlichen Weisheiten in Zweiviertel- und Dreivierteltakt gesetzt, alles ein Hohn, aber bezahlt, und nun hat mir auch Sander einen Anschlußauftrag gegeben: Nachdichtung eines vergessenen Gedichtzyklus von Leonid Karatschinzew. Die Sendung war heute in der Post, ich überfliege das russische Bändchen und die losen Blätter mit der Interlinearübersetzung. Sehr anspruchsvolles Russisch; da aber der Übersetzer jede Zeile mit einem Kommentar zu Versmaß und Klangwerten versehen hat, bin ich im Bilde. Ein 600-versiges Gedicht *Haus der Schöpfer* (wörtlich: *Schöpferisches Haus*), vierhebzig, gereimt – das ist im Deutschen kaum zu machen. Ich notiere ein paar Einfälle und prüfe den Ton. Teilweise nicht ohne Reiz, schlank und keusch wie das Beste von Karatschinzew, teilweise aber auch ziemlich verquast. *Neben dem Brunnen der Datsche höre ich das Weinen der Witwe vom anderen Ende des Dorfs* – hoffentlich mache ich mich damit nicht lächerlich. Probeweise übersetze ich die ersten zwei Seiten, flüssig, direkt in die Maschine ... Wird wohl gehen. Morgen werde ich um den Vorschuß bitten.

Die Tage sind brütend heiß, die Abende tropisch. In der Dämmerung kommen die Kollegen vor meinem Haus zusammen, sitzen auf meinen Gartenstühlen, vergießen Wein auf meinem Tisch und schnattern – da ich's nicht abstellen kann, setze ich mich dazu, wie immer steht billiger Dornfelder auf dem Tisch, Brot, Schafskäse, Tomaten – es stellt sich heraus, daß Sidonies Ernährungspraxis sich von unserer wenig unterscheidet. Dabei ist, oder war, die Frau wirklich Zahnarztgattin. Mir gefällt, daß es mit dem

Zahnarzt aus ist, doch Robert wirkt enttäuscht. »Eine Zahnarztgattin, das wär's gewesen!«

»Wieso?«

»Als Geliebte!«

»Und wieso Zahnarztgattin?«

»Na, dann hab ich keine Verantwortung! Den soliden Bereich würde der Zahnarzt abdecken, den romantischen Teil ich.«

Sidonie lacht perplex.

»Den romantischen Teil?« frage ich scharf. Welch dümmliche Formulierung für einen Literaten. Und welche Idiotie für einen Mann. Wie kann man so was laut sagen? Wäre ich nicht so ein Wrack, ich würde es besser machen. Nun sitze ich ohnmächtig dabei, halb besorgt, weil Robert wirklich interessiert scheint, halb erleichtert, weil er sich um Kopf und Kragen quasselt.

»Was ist aus dem Zahnarzt geworden?« fragt er.

»Er hat mich verlassen«, sagt Sidonie errötend, »vor drei Jahren.«

Vor drei? Wieso errötet sie dann?

»Wer kam danach?« fragt Robert.

»Mein Roman!«

Sie hat drei Jahre lang an einem Roman geschrieben! Tatsächlich ihr Erstlingswerk. Nie hatte sie es sich zugetraut. Nach der Trennung aber habe sie »Valenzen frei gehabt«. Heraus kam ein dramatischer Roman. Man möchte es nicht glauben. Was ist ein dramatischer Roman?

Hat der Zahnarzt den Roman finanziert? Leider fragt Robert das nicht. »Mich hat auch meine Frau verlassen«, erzählt er, »vor fünf Jahren! Kurz nachdem die Mauer gefallen war. Da bin ich fort aus Dresden, das Kind war alt genug, um allein Abitur zu machen, und ein Schulfreund, der in den Achtzigern rübergemacht war, nahm mich auf. Mit fünftausend Mark habe ich immerhin fünf Jahre durchgehalten, auf einem Speicher in West-



Petra Morsbach

Dichterliebe

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 288 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-8135-0372-2

Knaus

Erscheinungstermin: März 2013

Ein hintergründiger Roman über deutsche Befindlichkeiten und sensible Künstlerseelen.

Der Lyriker Henry Steiger war in der DDR ein Star. Dann kam die Wende und mit ihr ein unsanftes Erwachen. Im Westen liest niemand Gedichte, sagt sein Verleger und rät zu einem Liebesroman. Aber Henry hält Prosa für unter seiner Würde. Bis die junge West-Kollegin Sidonie seine Phantasie beflügelt. Ein deutsch-deutscher Roman, der der Welt der DDR die raue Wirklichkeit nach der Wende gegenüberstellt, treffsicher und voll subtiler Komik.

Für Henry Steiger bedeutet die Wende 1989 nicht nur Befreiung. Der so eigensinnige wie angesehene DDR-Lyriker ist nun ein auf Stipendien angewiesener Hungerkünstler. Ein alter silberner Porsche ist das letzte Relikt der Hoffnung, den Ruhm in die neue Zeit retten zu können. In Wahrheit steckt Henry in einer Lebenskrise. Mit anderen Stipendiaten führt er in einer Künstlerenklave bei billigem Wein lächerliche Kämpfe um die wahre Kunst, buhlt um jeden Rock und trauert seinem alten Status hinterher. In Dichterliebe fragt Petra Morsbach ernst und ironisch zugleich nach dem Platz des Künstlers in der Gesellschaft. Dabei gelingt ihr ein überraschend klarer und humorvoller Blick zurück auf eine vermeintlich „gute alte Zeit“, als die Welt, auch die der Literatur, noch in Ordnung schien.